

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 46 (1971)
Heft: 7

Artikel: Humor - das hat gerade noch gefehlt : Notizen eines Redaktors
Autor: Sidler, Franz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1080166>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Notizen eines Redaktors

ein, doch in der kontaktreichen Engnis fand kulturelles Bemühen seinen Nährboden. Die Rechtsordnung war hier besser ausgebildet als auf dem dünn besiedelten Land. Die Situation des Bürgers wurde zum Inbegriff von Geborgenheit, Sicherheit und Wohlstand.

Freilich gab es für den mittelalterlichen Bürger ausserhalb der Stadt die Einsamkeit; dieser Kontrast zum Dasein innerhalb der Mauern liess ihn das Glück der Geborgenheit höher schätzen. Aber auch wir brauchen, wenn wir wirklich allein sein wollen, gar nicht so weit hinaus zu gehen, um immer noch sehr einsam zu sein. Und dieses Kontrasterlebnis haben wir allerdings auch noch nötig, um für die Existenz der vielen andern dankbar zu sein.

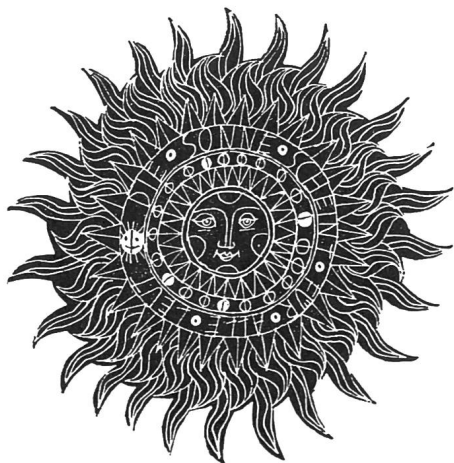
Gewiss braucht es mehr Liebe zu den Menschen, wenn man sie auch in grosser Zahl noch gut mögen will. Es ist weniger selbstverständlich geworden, die Einmaligkeit eines jeden einzelnen zu bemerken. Aber der Wert des Menschen ist doch wohl

nicht durch das Gesetz von Angebot und Nachfrage bestimmt. Seine Würde kann, solange es Menschlichkeit gibt, nicht von der Häufigkeit seines Vorkommens abhängen.

Konrad Lorenz beschreibt, wie Ratten bei allzu dichtem Zusammenleben einander zerfleischen. Aber Menschen müssen ja nicht den Ratten gleich sein.

Ich habe mit Gymnasiasten sehr erfreuliche Arbeitswochen erlebt, in denen unter Anleitung von Planungsfachleuten die künftige, geregelte Entfaltung bestimmter Gemeinden studiert und ein wenig projiziert wurde. Es hat mir Eindruck gemacht, mit welcher Begeisterung die Schüler an dieser menschenfreundlichen Planung des modernen Zusammenlebens teilnahmen. Sie interviewten auch Bewohner von Wohnblöcken und Hochhäusern nach ihrem Befinden. Es war erstaunlich, wieviele Befragte sich in ihrer Situation durchaus wohl fühlten.

Gerhard Frick



Eines Tages kam ein Brief eines Fräulein M. aus Zürich. Sie teilte uns, der Redaktion der Radio-Zeitung, folgendes mit: «Seit Jahren habe ich Photos von Pfarrern gesammelt und in ein Buch eingeklebt. Leider bin ich wegen Landesabwesenheit und anderen Abhaltungen mit meiner Sammlung im Rückstand. Könnten Sie mir die Köpfe der Predigt-Pfarrer vom 15. Februar bis Ende des Jahres, gegen Bezahlung, zustellen?»

Meine Sekretärin schneidet nicht gern Köpfe von Pfarrern aus. Und ich auch nicht. Wir baten also das Fräulein, gelegentlich eines Aufenthaltes in Bern die fehlenden Herren in unserem Archiv zu suchen und herauszuschneiden. Wir schrieben das nicht aus purer Bequemlichkeit, sondern weil mir einiges daran lag, die moderne Kopffägerin aus Zürich kennen zu lernen.

Sie kam überraschenderweise schon nach wenigen Tagen. Und sie kam vor allem ganz anders, als ich sie mir vorgestellt hatte. (Wie hätten Sie sich das Fräulein vorgestellt?) Ihr Alter schätzte ich auf höchstens 25 Jahre; eine sehr gepflegte Erscheinung würde ich sagen. Sofern es der Anstand eines älteren Mannes erlauben würde, hätte ich mich auf der Straße nach ihr umgedreht.

Fräulein M. zog eine Arbeitsschürze an und schnitt im muffigen Halbdunkel des verstaubten Archivs mit erstaunlichem Eifer die Köpfe von Pfarrern aus. Es sei, so sagte sie mit fröhlicher Unbefangenheit, ihr Hobby. Nun, warum sollte ein so schönes Fräulein nicht Pfarrherren sammeln? Andere sammeln Zuckerpackungen, Zündholzschachteln, Bierteller und so weiter. Sie sammelt Köpfe von Pfarrern. Wer weiß, vielleicht entdeckt sie aus Hunderten von Geistlichen einen schönen Grundton, einen gemeinsamen Nenner des Charakters?

Aber sie wolle die Köpfe unbedingt bezahlen, sagte sie. Wir dagegen wollten das auf keinen Fall. Doch nach einigem Hin und Her einigten wir uns auf einen bescheidenen Einheitspreis.

das hat gerade noch gefehlt

Von Franz Sidler

Gemäß unserer strikten Neutralität in konfessionellen Dingen setzten wir die Pfarrherren zum Vorzugspreis von nur 15 Rappen pro Kopf fest, und zwar ohne Ansehen der Person für Protestanten, Katholiken, Christkatholiken und Rabbiner. Nur bei einem sehr hohen Kirchenfürsten haben wir einen kurzen Augenblick gezögert. Denn die geistlichen Kopfgelder wurden rücksichtslos in die sehr weltliche Kegelkasse der Redaktion gelegt...

Höhere Töchter

Auch noch jüngere Damen interessierten sich für uns; freiwillig wären sie zwar bestimmt nie nach Bern gefahren, aber einem Lehrer im «Affenkasten» auf der «Schatzalp» (Töchterchule, Hohe Promenade, wieder zu Zürich) war die glänzende Idee gekommen, zwei der jungen Damen aus seiner Klasse eine größere Arbeit über unsere Redaktionstätigkeit verfassen zu lassen.

Public relations ist mir keine hohle Phrase, und deshalb riss ich mir denn persönlich für die hohen Töchter die Beine aus, um ihnen einen bleibenden Eindruck von den Freuden und Leiden einer Redaktion zu vermitteln. Ich stellte zunächst eine klare Disposition auf, um hernach einige besonders wichtige Punkte näher auszuführen; so beispielsweise die Liebe zum Beruf, die Verantwortung einer Schriftleitung, die unaufhörliche geistige Beweglichkeit, das selbständige Urteil und so weiter. Kurz, ich war auf den Besuch der jungen Damen seriös vorbereitet und entschlossen, unsere Redaktion in vollstem Glanze erstrahlen zu lassen.

Die beiden Töchter betraten kurz nach 10 Uhr, in der Art von Backfischen leicht kichernd, die Räume der Redaktion. Die kessere der beiden verdankte den Empfang und bemerkte, daß die ganze Sache für sie ein Riesenplausch sei. Das befremdete mich ein wenig, denn das, was ich für die Damen vorbereitet hatte, war für mich nicht einmal ein Plausch, geschweige denn ein Riesenplausch gewesen. Vielleicht habe ich trotzdem ein säuerli-

ches Lächeln hervorgebracht, aber ich war jedenfalls entschlossen, das vorgesehene Programm mit eiserner Disziplin abrollen zu lassen. In meinem Büro legte ich ihnen während zehn Minuten in groben Zügen Aufgabe und Aufbau unserer Redaktion dar. Sie schienen zunächst nicht sehr tief beeindruckt von meinen Ausführungen. Damit sie sich allenfalls Notizen machen konnten, sprach ich langsam und genau artikuliert. Gewisse schwierige Wörter und Begriffe wiederholte ich. Dann schauten sie mich jedesmal überaus treuherzig an. Aber Notizen machten sie nicht.

Sodann sahen wir uns programmgemäß in den andern Büros, Registaturen, Archiven und so weiter um. Sie sagten dazu nicht viel. Um genau zu sein, sie sagten überhaupt nichts. Nur das Kleid meiner Sekretärin fanden sie «schandbartoll». Aber das vermochte meinen Eifer nicht wesentlich zu lähmen.

Wie Sie vielleicht wissen, ist in allen Kreisen der Politik und der gediegenen Geschäftswelt der Arbeitslunch ein geläufiger Begriff. Also veranstalteten wir auch einen. Um 11 Uhr 30 fuhren wir bei einem der bekannten Gasthöfe in der Umgebung von Bern vor, um daselbst die bisher etwas einseitige Unterhaltung fortzusetzen. Die beiden Töchter tauten im prächtigen Garten allmählich auf und stellten mir ein paar Fragen, die mit aller Deutlichkeit bewiesen, daß sie von dem, was ich ihnen vormittags vortragen hatte, nicht das geringste begriffen hatten. Ich mußte leider feststellen, daß sie noch immer eine reichlich ungeordnete Vorstellung von unserer Redaktion besaßen. Ich verdoppelte daher meine Anstrengungen im speziellen Interesse unserer Zeitung und der Kultur im allgemeinen, und am Schluß waren die beiden höheren Töchter vollgestopft mit einer gewaltigen Bernerplatte. Und mit Zeitungsproblemen, so weit daneben noch Platz war. Leicht angegriffen, aber relativ frohen Gemüts, fuhr ich anschließend mit den Damen zu mir nach Hause, wo meine Frau im Gar-

ten den schwarzen Kaffee vorbereitet hatte. Ich vertrat die Ansicht, daß es wichtig sei, ihnen auch einen kurzen Einblick in die häusliche Sphäre eines Redaktors zu verschaffen.

Punkt 15 Uhr überreichte ich den beiden Töchtern im Büro in einem hübschen Mäppchen alle nötigen Unterlagen schriftlich. Sie schienen zwar nicht begeistert, aber sie bedankten sich immerhin und verschwanden mit einem letzten bewundernden Blick auf das «schandbartolle» Kleid meiner Sekretärin.

Die höheren Töchter hatten mir versprochen, in etwa vier Wochen eine Kopie ihrer größeren Arbeit zuzustellen. Doch schon nach vierzehn Tagen erreichte mich eine schöne Ansichtskarte vom Zürichsee mit Glärnisch und Vrenelisgärtli – sowie der knappen Bekanntmachung: daß der Lehrer inzwischen verstorben sei, und daß sie deshalb auf den größeren Aufsatz über unsere Redaktion verzichten könnten!

Die Kiste

Berühmt war sie nicht. Sie war mir nicht einmal bekannt, aber das will nichts heißen; es gibt in der Schweiz noch ungezählte Dichterinnen, die mir nicht bekannt sind. Aber da ihr nun einmal die Ehre zukam, im Radio aufzutreten, wollte ich als Hinweis auf ihre Dichterlesung ihr Bild in der Zeitung bringen. Immer, wenn es möglich war, habe ich versucht, unseren Schriftstellern wenigstens auf diese Weise ein wenig unter die Arme zu greifen. Man weiß ja, leicht haben sie es nicht.

Zum angegebenen Termin traf auf der Redaktion per Bahn-Camion eine bemerkenswert große Kiste ein. Und schwer war sie auch, 20 Kilo oder mehr. Ein großer Zettel war darauf geklebt: fragile! Vielleicht war es dieses Wort und das daneben abgebildete Glas, das sofort zu gewissen Assoziationen verleitete. Wir sprachen unsere Vermutungen höflichkeitshalber nicht aus, doch unsere hochfliegenden Hoffnungen und die händereibenden Spekulationen ergingen sich alle in

einer bestimmten Richtung. Für uns stellte sich einzig noch die Frage nach der Marke. Nach allgemeiner Richtung konnte es sich um einen Jeninser oder Malanser handeln.

Wir öffneten also die Kiste mit jener bestimmten Munterkeit, mit der man jede Kiste mit vorzüglichen Flaschenweinen öffnet. Die beträchtliche Menge an Holzwolle beflügelte uns, und sie stärkte wesentlich unsere hochgemuten Vorstellungen. Besaß die Dichterin vielleicht einen eigenen Weinberg? Zu ausgiebigen Überlegungen reichte die Zeit nicht, denn nach der Holzwolle stießen wir sofort auf das weiche Seidenpapier. Nun konnte eigentlich nichts mehr schief gehen.

Und dann? Ja dann deckten wir auch das Seidenpapier ab und erblickten die Dichterin. Die Büste der Dichterin. Sie hatte uns keine Photo geschickt, sondern gleich ihr Denkmal. Bleich, zuckerweiß war es und aus echtem Gips. Wir blickten einander etwas betroffen an, versuchten aber trotzdem kühn der Dichterin ins Auge zu blicken. Doch dieses Auge schaute einigermaßen befremdet in unser Antlitz. Wir vermochten jedenfalls den vorwurfsvollen Ausdruck dieser Dame nicht lange zu ertragen. Ich ergriff sie brutal am Hals, steckte sie in die Kiste, und meine Sekretärin deckte sie blitzschnell mit Seidenpapier, Holzwolle und schlechtem Gewissen wieder zu. Noch gleichen Tages ging die Dichterin per Post ins Land der edlen Weine zurück. Sie werden es verstehen: wir konnten und wollten die schwere Verantwortung für ein so zerbrechliches Gebilde der Kunst nicht länger tragen.

Beefsteaks

Normalerweise sind Reklamationen von Lesern wegen Druckfehlern bei der Redaktion nicht beliebt. Aber vorübergehend haben wir sie mit Dankbarkeit begrüßt.

Damals war die Tochter eines bekannten Metzgermeisters unsere Korrektorin. Sie zeichnete sich durch grobe Gewissenhaftigkeit aus, und sie ärgerte sich jedesmal über den kleinsten

Fehler so maßlos, daß sie unvorsichtigerweise den Eid ablegte... uns für jeden weiteren Druckfehler ein Filet-Beefsteak aus ihrer Metzgerei zu bringen! Aber das Fräulein war, wie gesagt, ein Musterbeispiel an Pflichterfüllung, und ihr Schwur hat uns zu nächst sozusagen nichts Ebbares eingebracht.

Doch eines Tages verliebte sich unsere Korrektorin. Sie war wie nie zuvor beschwingt und glücklich, und ihre frühere beinahe beängstigende Konzentrationsfähigkeit schwebte auf einer Wolke des Glücks auf und davon. Sie legte uns fröhlichen Herzens ein Filet-Beefsteak nach dem andern auf den Tisch. Es war für alle eine genübreiche Zeit.

Leider ließ ein paar Wochen später die Belieferung mit Beefsteaks bereits wieder nach und schließlich brach sie ganz ab... entweder war die Flamme der Liebe bereits am Verlöschen oder dann wurde die Tochter von der Metzgereibuchhaltung zu vermehrter Sorgfalt angehalten. So oder so: wir waren betrübt, als sie uns verließ. Ihr Nachfolgerin war die Tochter eines Ziegeleiarbeiters. Pro Druckfehler ein Ziegel, was soll das?

Unverstandenes

Im Radioprogramm war wieder einmal eine Sendung über Viehzucht angesetzt. Ich hatte bis anhin in Fragen der Viehzucht ahnungslos dahingedämmert und in meiner viehzüchterischen Naivität zur Illustration der Sendung eine beliebige Kuh ausgesucht. Sie stand eindrucksvoll auf einer Alp, im Gegenlicht vielleicht etwas schwärzlich, doch der eckige Rücken und die eingefallenen Flanken waren äußerst klar erkennbar. Aus künstlerischer Sicht war es eine bewundernswerte Kuh. Doch vor dem strengen Auge des Viehzüchters muß diese Kuh ein unmögliches Stück Vieh gewesen sein. Sie war überhaupt kein Vieh mehr, sondern ein Schlag ins Gesicht, eine flammende und gleichzeitig gemeine Anklage gegen die unermüdlichen Bestrebungen der schweizerischen Viehzucht, eine kaum wie-

der gut zu machende Verunglimpfung der Schweizerbauern und somit der gesamten Eidgenossenschaft. – Das ungefähr war die Tonart der schonungslosen Verurteilung durch einen in seinem Züchterstolz besonders hart betroffenen Schweizer.

Ich konnte trotz der Schwere der Anklage die Sache nicht ganz so tragisch nehmen, und in meiner unvorstellbaren Harmlosigkeit versuchte ich sogar, die mißratene Kuh auf die leichte Schulter zu nehmen. Also erklärte ich dem Viehzüchter einigermaßen witzig, wie es mir damals vorkam, es sei mir wohl aus Versehen nicht eine Zuchtkuh, sondern ein erwachsenes Mondkalb aus der Mappe gerutscht. – Und genau das hätte ich nicht tun sollen. Denn diese Antwort befriedigte den Viehzüchter nicht. Damals, zwanzig Jahre vor der Mondumkreisung, konnte ja auch niemand mit Bestimmtheit wissen, wie ein Mondkalb aussieht. Doch heute, da man allgemein weiß, daß es Mondkälber gar nicht gibt, ist es unangebracht und wissenschaftlich unpräzise, das Mondkalb überhaupt zu erwähnen. Auch ein Mensch sollte nicht länger als Mondkalb bezeichnet werden. Selbst wenn er eines ist.

Gut, der Viehzüchter war also nicht zufrieden. Noch immer fühlte er sich in seiner Ehre angegriffen. – Um endlich diese umstrittene Kuh aus der Welt zu schaffen, griff ich in der zweiten Antwort äußerst kräftig in die Harfe der viehzüchterischen Lobgesänge. Ich schrieb ihm, daß ich selber ein Bauernbub gewesen sei (was auch stimmt) und daß ich durchaus in der Lage sei, die Schönheit einer Kuh zu ermessen. Ich zitierte sodann ein in Spanien geflügeltes Wort, das von einer schönen Kuh sagt, sie sei so schön wie eine Schweizerkuh. Und im Interesse der schweizerischen Viehzucht verschwieg ich ihm auch ein anderes spanisches Wort nicht, das bei katalanischen Bauern immer wieder zu hören ist: von einer stattlichen Spanierin sagen die Männer mit einem gewissen Stolz, sie sei eine vaca suiza, eine Schweizerkuh.



Mit diesen überzeugenden Beweisen ausländischer Anerkennung der Schweizerkuh gelang es mir, die letzten Zweifel des Viehzüchters an meiner Unfähigkeit zu zerstreuen, sein Mißtrauen zu bezwingen und die Ehre der schweizerischen Viehzucht zu retten.

Im Fluchtpunkt

Mit Bildern kann man wirklich Pech haben. – Einmal mußte in unserer Zeitung Fleisch gezeigt werden. Nur Rindfleisch, aber dafür in drei verschiedenen Qualitäten. Auf der farbenprächtigen Großaufnahme, die wir vom Metzgermeister als Vorlage erhielten, leuchtete das Fleisch rot, röter, am rötesten. Der Metzgermeister verlangte deshalb, daß die betreffende Nummer farbig gedruckt werde, damit der Qualitätsunterschied klar zum Ausdruck komme. – Aber bei uns erschien das Rindfleisch grau, grauer, am grauesten. Der Meister war empört. «Mit etwas gutem Willen», sagte er am Telephon, «hätte man wenigstens diese eine Seite mit dem Rindfleisch farbig drucken können!»

Eine ähnliche Bedingung stellte uns eine stolze Mutter. Sie schrieb: «... aber Sie müssen das Vreneli farbig abdrucken, weil es so rote Bäcklein und blaue Augen hat und so blond ist.»

Und zwei Krankenschwestern schrieben, sie seien jetzt pensioniert: «Wir wohnen in einem Häuschen am Berg oben. Da kommen wir nur am Mittwoch ins Dorf hinunter zum Kommissionenmachen. Deshalb bitten wir Sie höflich, unsere Zeitung schon am Dienstag zu drucken, dann können wir sie am Mittwoch gerade mitnehmen.» – Ach, diese lieben ahnungslosen Engel!

Ein routinierter Redaktor weiß mehr oder weniger, was mit seinen Bildern und Texten in der Druckerei vorgeht. Doch bei einem jungen Hilfsredaktor darf solche Kenntnis nicht vorausgesetzt werden. So plazierte einer unserer Gehilfen einen Bergknappenchor aus dem Saarland. Schon auf

der Originalphoto waren die singenden Bergknappen nur knapp erkennbar, doch auf dem Bildchen in der Zeitung (4 auf 3 cm) war überhaupt nichts mehr zu sehen. Der einzelne Bergknappe war von Kopf bis Fuß 5 Millimeter hoch, wenns hoch kommt.

Der junge Redaktor war darüber ein wenig erstaunt, aber später setzte er doch noch einmal ein Bildchen in der Größe einer Briefmarke ins Programm. Dafür wetzte er seine Scharte mit einer Legende von großem dichterischem Schwung aus. Er schrieb darunter: «Auf diesem Bilde erkennen Sie unseren Landsmann K. auf seinem Morgenritt in der endlosen Weite der Orangenplantage.» – Ganz hinten im Fluchtpunkt, wo der Himmel und die Orangenbäume zusammenkamen, war in der Mitte Herr K. zu sehen. Der so überaus erfolgreiche Schweizerpionier erreichte dort die Höhe von eineinhalb Millimeter, samt Pferd!

Humor?

Der Chefarzt telefonierte natürlich nicht selber. Aber seine Sekretärin zitierte mich auf 14 Uhr ins Spital. Einfach so. Worum es sich handle? Sie wußte es nicht. In diesem Fall sei ich leider verhindert, sagte ich. Tags darauf läutete der Chefarzt persönlich an. Sehr böse. Ich wußte nicht warum; er auch nicht. Oder er wollte es nicht sagen. Am Text unseres Artikels war nichts zu beanstanden. Den hatte einer seiner Assistenten geschrieben. Nur ganz am Schluß des Gesprächs ließ er noch die Bemerkung fallen, er finde die Anordnung der Bilder äußerst unglücklich. Das könne ich verstehen, sagte ich, denn nun wußte ich plötzlich ganz genau worum es ging: der Professor war im Bilde nur ganz klein und in Zivil zu sehen, der Assistent dagegen im weißen Ärztemantel in attraktiver medizinischer Umgebung; der geeignete Blickfang für eine medizinische Sendung. Es bestand somit die Gefahr, daß der Leser den Assistenten mit dem Professor verwechseln konnte.

Ich kenne diesen Arzt nicht persönlich, doch aus Zeitungsberichten

BOTANIK am RANDE

Von Jakob Schlittler

Die Tollkirsche, eine Giftpflanze unserer Wälder

und aus Gesprächen mit Ärzten weiß ich, daß jener Professor auf seinem Spezialgebiet eine europäische Kapazität, ein vielseitig gebildeter und hochbegabter Arzt ist. Stellen Sie sich vor, was aus diesem Mann hätte werden können, wenn er dazu auch noch die Gabe des Humors besessen hätte!

Der Witz war gezeichnet. Aber ausgezeichnet war er offenbar nicht. Ein Hörer namens Meier machte darin nicht unbedingt eine vorteilhafte Figur; er zerhackte nämlich mit einer Axt seinen Radioapparat. Ich erhielt von einem Herrn E. Meier das folgende Schreiben: «Sie haben da einen blöden Witz gebracht und den Namen Meier lächerlich gemacht. Was meinen Sie eigentlich, ist jeder Meier so ein Tubel. Hören Sie auf mit dem Blödsinn, wenn Ihnen nichts mehr einfällt als den Namen Meier zu verdrecken.»

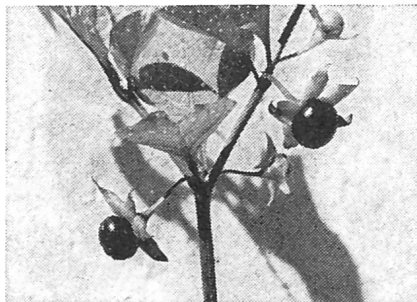
Das Natürliche kann von vielen Lesern nicht als natürlich empfunden werden. Da war auf der Photo ein blondes, munteres Wallisermädchen mit windverwehtem Haar. Ach, wie stolz war der Photograph auf dieses Bild, und wie glücklich waren wir über das lebenswürdige Bergkind. Wir setzten es ohne zu zögern auf das Titelblatt. Den scharfen Protest einer Frauengruppe aus dem Wallis hatte niemand vorausgesehen. Es sei, so erklärten die Damen, eine Schande, ein Kind derart ungepflegt auf die Straße zu schicken und erst noch zu photographieren. Da meine ja jeder-mann, die Walliser-Mütter seien nicht mehr imstande, ihre Kinder ordentlich zu pflegen. Sie wollten sogar die Adresse der nachlässigen Mutter erfahren. Die erhielten sie nicht, aber ich ersuchte die Damen der Frauengruppe zur Förderung meiner persönlichen Kenntnisse ein nach ihrer Ansicht einwandfreies Wallisermädchen zu liefern. Es kam umgehend das Bild eines Mädchens in der Wallisertracht, aufgenommen am Wallisertag der Expo 1964!

Wie gut einem so etwas tut!

Wie einerseits manchem Gewächs durch zunehmende Waldnutzung oder Waldzerstörung die Lebensgrundlage entzogen wird, so gibt es andererseits auch solche Pflanzen, die dadurch in ihrer Ausbreitung gefördert werden. Zu diesen letztern gehört zum Beispiel die Tollkirsche, *Atropa Belladonna*. Obwohl sie eine Waldpflanze ist, zieht sie als Standort weniger den geschlossenen Wald als vielmehr lichte Waldstellen, vor allem Kahlschläge vor. Solche Waldblößen sind in den vergangenen Jahren im Zusammenhang mit den Straßenbauten, mit der Errichtung von Industrieanlagen und Wohnsiedlungen recht viele entstanden. Aber auch die Stürme des vergangenen Frühlings haben viele neue Standorte für die Tollkirsche geschaffen. In Aufrufen hat man die Bevölkerung schon oft auf diese Giftpflanze aufmerksam gemacht, die namentlich eine Gefahr für beerensuchende Kinder darstellt. Nicht unnütz scheint es deshalb, wenn mancher diese Staude etwas genauer kennenlernt.

Die Tollkirsche führt die schwarze Liste der einheimischen Giftpflanzen an. Als stolze Staude, bisweilen fast mannshoch, steht sie plötzlich in einer Waldlichtung vor uns. Gewöhnlich hat sie sich sogar in Gruppen zwischen Himbeer- und Brombeerstauden angesiedelt. Goldruten und rote Weidenröschen sind ihre weiteren Begleiter.

Der gerade, kräftige Stengel teilt sich oben in etwa drei bis fünf von einem Punkt ausstrahlende Seitenäste. An ihnen stehen die Blätter, größere und kleinere nebeneinander. Aus den



Blattachseln hängen an kurzen Stielen die schmutzigbraunvioletten (selten gelben), etwa zweieinhalb Zentimeter langen Blütenglocken.

Welch ungewohnten Anblick bietet die Tollkirsche im Vergleich mit anderen Waldstauden im Hochsommer und Herbst, wenn gleichzeitig Blütenknospen, offene Blüten, unreife grüne Früchte und schwarzglänzende reife Beeren ihre Äste schmücken. Fast wie ein tropischer Fruchtbaum sieht sie dann aus, direkt einladend zum Genuß ihrer verderbenbringenden Beeren.

Mit einer Kirsche haben die etwas abgeplatteten Beeren nur entfernte Ähnlichkeit. Zum Unterschied sind sie von einem sternförmig ausgebreiteten, grünen, fünfzipfligen Kelch umgeben. Das weiche Fleisch enthält im Innern keinen Stein, sondern viele kleine Samenkerne.

Alle Teile der Staude enthalten starke, sinnenverwirrende, aufpeitschende und lähmende, lebensgefährliche Gifte (Alkaloide), besonders Atropin und Hyoscyamin, die jedoch in der Hand des Arztes, richtig angewendet, auch die Rolle unentbehrlicher Medikamente spielen. Die Tollkirsche ist deshalb nicht nur Giftpflanze, sondern auch Heilpflanze.

Die größte Gefahr stellen die zum Essen einladenden giftigen Beeren dar. Im Gegensatz zu vielen andern giftigen Früchten, welche bitter oder sauer schmecken und deshalb schon beim ersten Kauversuch ausgespien werden, sind die Tollkirschen süßlich und verleiten, gleich mehrere davon zu genießen. Schon fünf bis zehn Tollkirschenbeeren können bei Kindern zu einer ernsthaften Vergiftung führen.